

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Führer. Aus der Ortenau. 1933-1945 1943

186 (8.7.1943)

fer gehörten Wohnräume ist also unter Berücksichtigung des eben erwähnten kriegsbedingten Grundbedarfes noch überschüssig und stellt als weitere Reserve zur Verfügung. In Wirklichkeit ist diese Reserve aber noch erheblich größer, weil sich in den vergangenen Jahrzehnten leider der Zustand entwickelt hat, daß viele Wohnräume härker belegt sind als es dem Grundgesetz „Je Kopf ein Wohnraum“ entspricht, ein Zustand, der selbstverständlich im Krieg nicht durch einen Generalumzug beseitigt werden kann und auch nicht beseitigt werden soll. Im Sinne unserer Untersuchungen erkennen wir dabei als Wohnraum nur einen Raum an, der mindestens zehn Quadratmeter groß ist. Ein kleinerer Raum gilt nicht als Wohnraum. In Sowjetrußland sind in einem Wohnraum von zehn Quadratmetern meistens mehrere Menschen zusammengedrängt. Wir können uns die Aufrechterhaltung der Bereitstellung eines Wohnraumes für jeden Deutschen jedoch sicherlich noch sehr lange leisten.

Auf Grund der erwähnten Verordnung wird nun in sämtlichen Dörfern, Städten und Suburbanen eine weitere Million Wohnungen zu bauen begonnen. Damit werden wir im Zeitraum der kommenden Jahre drei bis vier Millionen zusätzliche Wohnräume gewinnen. Wer diese Zahlen kennt, sieht sofort, daß wir bei Einstellung auf den Grundbedarf: Jedem Deutschen ein Wohnraum immer genügende Wohnräume besitzen werden, mag der Krieg solange dauern und so hart sein wie er wolle. Die neue Verordnung zur organisch gelenkten Wohnraumbewirtschaftung bietet die Grundlage dafür. Gewiß ist sie aus einer Notlage geboren, jedoch nicht aus einer verzweifelt, wie unsere Gegner es glauben möchten. Sie stützt sich auf den Ereignissen nicht nach, sondern erst ihnen weit voraus. In vorausschauender Verantwortung soll sie der Führer und die Nation der Sorge um den Wohnraum bis zum siegreichen Ende dieses Krieges entheben.

Wie ich bereits feststellte, waren wir Deutschen trotz aller vermeintlichen Wohnungsnot reich an Wohnräumen, reicher jedenfalls als alle anderen Völker, unsere Gegner mit eingeschlossen. Dieser Reichtum ist, wie die gegenwärtige Praxis erweist, ein großer Kraftquell und ein großes Kraftreservoir. Auch die Tatsache, daß das Ergebnis der letzten Spinnrocken- und Schußwaffenproduktion 20 Prozent höher lag als bei der vorjährigen — steigend 30. Die genaue Zahl von zehn Millionen Schüssen — beweist, welche Materialverfügung in unserem Volk vorhanden ist. Jetzt lohnt es sich, in normalen Zeiten vorzulegen zu haben und ich behaupte, daß die deutsche Nation darin geradezu unerschöpflich ist; denn die nächste Sammlung — dessen bin ich gewiß — wird wieder eine Steigerung bringen. Wie sehr rächt sich dagegen die geradezu gezielte Armut und Verproletarisierung des Volksgenossen. Aus englischen, amerikanischen und neutralen Quellen hören wir, wie der bolschewistische Koloss von einer Not nach der anderen durchgeschüttelt wird, weil er zugunsten der Rüstung keinerlei Vorratswirtschaft getrieben hat und treiben konnte. Auch hierin liegt ein gewaltiger Vorrat des deutschen Kriegspotentials gegenüber dem bolschewistischen.

Die Bedeutung der Schlacht zwischen Drel und Bjelgorod

Von Kriegsberichterstatter Gerhard Emskoetter

... 7. Juli. (PK.) Wie der DNB-Bericht und die darin gemeldeten enormen Abschlagszahlen an Sowjetpanzern und Flugzeugen erkennen lassen, ist seit Beginn dieser Woche im mittleren Abschnitt der Front eine große Schlacht entbrannt, die die Aufmerksamkeit der Welt wieder auf die Front im Osten lenkt, an der es seit langer Zeit bis auf kleinere Unternehmungen ruhig geblieben war.

An der Demjse, in einigen neutralen Hauptstädten und an Dnieströden hat man sich während der stillen Monate die Köpfe zerbrochen, was denn nun im Osten los sei, und ob die Front wohl in eine Art Dornröschenschlaf hinübergerutscht wäre. Der Soldat im Graben schmeigelt dann still und tat, was getan werden mußte. Für ihn gab es niemals Pause, sondern er lag und erlebte, daß in Wirklichkeit keine Sekunde ein Stillstand herrschte. Die „Ruhe“ war nur äußerlich, dahinter zeigten sich Dinge, die eines Tages mit der unermesslichen Wucht eines Vulkan zum Ausbruch kommen würden.

Spannungsgeladen lieferte besonders im Raum zwischen Drel und Bjelgorod seit Wochen eine Atmosphäre, die keinen Zweifel darüber ließ, daß dort schwere Kämpfe sich abspielten. Fast symbolisch wirkte hier der Frontverlauf: mit dem nördlichen Scheitelpunkt Drel und dem südlichen Bjelgorod beschrieb die Hauptkampflinie die Form eines Fragezeichens. Es war der deutschen Führung nicht entgangen, daß die Sowjets in den ihnen gehörenden Stützpunkten nach und nach ungeheure Kräfte, Tausende von Divisionen, konzentriert hatten, daß sie beschafften, was immer sie beschaffen konnten — und mit der Entscheidung der Tendenz war auch die Absicht natürlich durchschaut.

Eine Großoffensive wollte Stalin starten, mit seinen besten Divisionen, seinen besten Panzern und der Waffe der ihm zur Verfügung stehenden Luftstreitkräfte. Es verriet sich von selbst: die deutsche Wehrmacht sah diesen Vorbereitungen des Gegners nicht unartig an. Als sich nun Anfang des Monats die Anzeichen zeigten, daß die Sowjets ihre geplante Offensive in Kürze in Bewegung setzen würden, führten deutsche Grenadiere bei Bjelgorod einen vortrefflichen Kampf durch, um den weiteren Umfang der sowjetischen Kräfte zu prüfen und die Lage zu klären. Dieses Unternehmen bewies, daß der Feind nicht nur Panzer- und Flugzeugkräfte massiert hatte, sondern auch stärksten Artillerieaufmarsch, und weiter, daß er über tiefgelegene Ausgangsstellungen verfügte.

Durch den deutschen Vorstoß vom 5. Juli wurde die sowjetische Großoffensive tatsächlich ausgelöst. Stalins Dampfwalze rollte. Es wurde ihr ein feuriger Empfang bereitet. Un-

tere für diesen Augenblick gewappneten Divisionen schlugen den Gegner unter höchsten Verlusten ab und traten sofort zum Gegenangriff an, bei dem sie tief in die sowjetischen Stellungen einbrachen.

Von dem Umfang der ererbitterten Schlacht, die durch den sowjetischen Offensivbeginn und die schlagartig als Antwort geführten starken deutschen Gegenstöße entflammte, kann sich jeder einen Begriff machen, wenn er sich die Jagden des DNB-Berichtes veranschaulicht. 697 sowjetische Kampfpanzer sind durch deutsche Jäger und Piloten in kürzester Zeit abgeschossen worden bei nur 41 eigenen Verlusten. Also im Verhältnis zu unseren Gunsten von 16:1! Der DNB-Bericht betont außerdem, daß es unsere Truppen gelang, tief in die feindlichen Stellungen einzudringen und dem Feind härteste Verluste zuzufügen. Sie sind natürlich zur Stunde noch nicht abschließend zu benennen, aber allein schon die Tatsache, daß unsere Grenadiere der Einbruch in die tief gelagerten feindlichen Vorkämpfer der Sowjets gelang, ist ein gewichtiger Erfolg bescheinigt.

Was wäre es verkehrt, irgendwelche Mutmaßungen über den weiteren Verlauf der unvermindert heftig tobenden Schlacht anzustellen.

Genes aber läßt sich jetzt schon sagen: hervorgerufen durch die deutschen Gegenmaßnahmen, entfällt das Konto der großangelegten Sowjetoffensive bisher anstatt überaus großer Anfangserfolge nur allerhöchster Verluste.

Ein Freiburger Ritterkreuzträger

DNB, Berlin, 7. Juli. Der Führer verlieh das Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes Oberleutnant d. R. Klaus Faulmüller, Kompanieführer in einem Gebirgsjäger-Regiment. Oberleutnant d. R. Klaus Faulmüller ist am 21. Juni 1917 als fünftes Kind des Fabrikanten Ernst Faulmüller in Freiburg (Breisgau) geboren. Im Verband der Kampfgruppe des Gebirgsjägerregiments Oberst Goebel hat er am 15. Mai im Luban-Brückentopf aus einem Entschluß den Gegenangriff auf eine wichtige Höhe, der in der übermächtigen Abwehr der Bolschewiken liegen zu bleiben drohte, mit dem Heldenmut eines württembergischen Gebirgsjäger-Bataillons vorgeführt. Die Höhe ergriff und die Sowjets vernichtete.

Klaus Faulmüller trat nach dem Besuch des Gymnasiums Heidelberg 1934 als Freiwilliger in den Reichsheer ein. Vom Herbst 1934 an war Faulmüller, der bereits vor der Nachtübernahme der HJ angehört hatte, Vorkämpfer im Buchhandel. 1936 wurde er als Führer der Kampfgruppe des Reichsarbeitsdienstes angenommen und 1937 zum Truppführer befördert. 1939 trat er in das Infanterie-Regiment 18 in Ludwigslust ein, wurde 1941 zum Leutnant d. R. im Gebirgsjäger-Regiment 18 und 1942 zum Oberleutnant d. R. befördert.

Der Führer verlieh auf Vorschlag des Oberbefehlshabers der Luftwaffe, Reichsmarschall Göring, das Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes an Oberleutnant Gey, Staffelführer in einem Kampffeldflieger-

Ritz gusagt:

Reichsorganisationsleiter Dr. Ley wollte zu einem kurzen Dienstbesuch im Gau Tirol-Vorarlberg, Gunterer aber hegte den Vorbehalt, daß in Zersiedelung der dort in Urlaub befindlichen Panzerarbeiter und Panzeroffiziere überzogen. Auf der Ordensburg Seefeld nahen Dr. Ley im Rahmen einer Leistungswoche der Adolf-Hitler-Schule Einbildung in das wissenschaftliche Können der Schüler und in die übrigen Ergebnisse der Erziehungsarbeit an der Jugend.

Der rumänische Unterrichtsminister Professor Dr. Petrovici beendete seine Deutschlandreise, auf der ihn Reichserziehungsminister Rust begleitete, nach Besuchen von Berlin, München und Salzburg mit einem Aufenthalt in Wien, wo er von Reichshatthalter von Schirach empfangen wurde.

Der bisherige rumänische Gesandte in Berlin, Manoil Boffy, verließ heute die Reichshauptstadt.

Der deutsch-japanische Kultur-ausschuss tritt am Donnerstag unter dem Vorsitz des Leiters der Kulturpolitischen Abteilung des Auswärtigen Amtes, Prof. Dr. Eiz, zu seiner fünften Volltagung im Bundesratsaal des Auswärtigen Amtes zusammen.

Der neue italienische Gesandte in Sofia, Francesco Giorgio Mamelli, wurde am Dienstag von König Boris III. in Audienz empfangen, um sein Beglaubigungsschreiben zu überreichen.

Der griechische Arbeitsminister Origorakis ist zurückgetreten. Das Arbeitsministerium hat vorläufig der Innenminister übernommen.

„Japan wird von Monat zu Monat härter“, schreibt die USA-Zeitung „Vox“, Sachverständige der Vereinigten Staaten seien der Ansicht, daß Japan nicht durch Flotten- und Luftstreitkräfte allein besieg werden könne. Japan habe jetzt mehr als fünf Millionen Mann unter den Waffen und könne weitere Millionen mobilisieren.

Kurialische Berichten und Trossendocks sind, wie die „Times“ berichtet, derartig mit Schiffsreparaturen überlastet, daß an Neubauten, auf die man große Hoffnungen gesetzt hatte, nicht gedacht werden kann. Seit 1941 wurden, wie die „Times“ abschließend mitteilt, auf australischen Werften nur sechs kleinere Schiffe für die australische Kriegsmarine neu gebaut.

Graud weiß zum Empfängnisempfang in Washington. Nach einer Uebersetzung gab das Weiße Haus bekannt, daß General Graud Rockefeller am Mittwoch einen Besuch abstattete.

Ein Erdstößchen ereignete sich am Montag im nordfinnischen Petsamo-Gebiet. Zwischen 20 und 21 Uhr begann die Erde am Petsamo-Flußufer, einige Kilometer vom Nord entfernt, zu rütteln. Ein Wohnhaus wurde vollständig zerstört. Der Erdstößchen erstreckte sich über ein größeres Gebiet, so daß auch einige kleinere Gebäude und etwa 20 Kraftwagen, die in der Nähe standen, in Mitleidenhaft gezogen wurden. Verletzen kamen dabei, bis auf einen Mann, der offenbar verunglückt ist, und bisher noch nicht gefunden wurde, nicht ernsthaft zu Schaden.

Zwischenfälle mit polnischen Emigranten

Demonstrationen im Nahen Osten wegen des Mordes an Sikorski

O Rom, 7. Juli. Die Nachricht von dem Tode Sikorskis hat unter den polnischen Flüchtlingen und Soldaten im mittleren Osten, in Palästina und Ägypten Begeisterung hervorgerufen, da sie als ein Verbrechen der bolschewistischen Agenten und des Antisemitismus angesehen werden. In verschiedenen Orten kam es zu Demonstrationen der Polen gegen die Briten und ihre bolschewistischen Bundesgenossen. In Ägypten wurden polnische Soldaten, die ihrer Empörung Ausdruck gaben, indem sie den Engländern und Amerikanern gegenüber handgreiflich wurden, in die Kaserne eingesperrt und unter Bewachung gehalten.

stell. Aus Kairo sowie aus dem Mittel-Delta wurden Zwischenfälle der Polen mit britischen und amerikanischen Soldaten laufend bekannt.

Die sogenannten politischen und militärischen Führer der polnischen Emigranten-Regierung, die sich noch in Beirut befinden, wobei sie von Sikorski anlässlich einer Konferenz zusammenberufen worden waren, hielten sich über den Tod ihres Chefs in Stillverlegen. Als einziger Durchbruch der früheren polnische Vorkämpfer in Moskau, Romer, dieses Schweigen, indem er in heftigen Worten dem Kreni und London die Schuld am Tode Sikorskis gab. In nächst-polnischen Kreisen wird der Name Romer im Zusammenhang mit der Nachfolge Sikorskis genannt. Romer sei die einzige Person, die die nächsten Sikorskis in der polnisch-sowjetischen Frage genau kenne und der auch von Inhalt des Briefes Kenntnis habe, den Roosevelt General Sikorski acht Tage vor seinem Tode übermittelt.

Was Sikorski verlangen wollte

Der 7. Juli. Aus hiesigen polnischen Emigrantenkreisen erfährt man, daß Sikorski unter dem Eindruck der Stimmung in der polnischen Truppe im Mittleren Osten den Entschluß gefaßt hatte, nach seiner Rückkehr die nordamerikanische und die englische Regierung aufzufordern, sich noch einmal öffentlich und formell für die Wiederherstellung Polens in den Grenzen vom 1. September 1939 zu erklären. Einen ersten vorbereitenden Schritt habe das Reuters-Interview dargestellt, das Sikorski wenige Tage vor seinem Tod in Kairo gegeben hatte.

Während polnische Politiker würden nun von der Emigrantenorganisation fordern, daß sie dieses Testament Sikorskis mit aller Energie aufnehmen und mit einer entsprechenden Demarche an die englische und die amerikanische Regierung herantrete.

W. L. Rom, 7. Juli. Zum dritten Male innerhalb weniger Wochen ist gegen den ägyptischen Ministerpräsidenten Nubas Pascha eine Untersuchung aller ihm in der Vorladung des sogenannten Schwarzbuches zur Verfügung gestellten Verfehlungen beantragt worden. Das Schwarzbuch, das von dem früher mit dem Ministerpräsidenten sehr eng verbundenen ägyptischen Politiker Matram Obaib Pascha stammt, war in den beiden vergangenen Monaten Anlass zu schweren Auseinandersetzungen zwischen Regierung und Opposition, die das Kabinett mehrfach in eine kritische Lage brachten.

Eine direkte Wirkung erzielte diese Schrift durch den Zusammenprall des Ministerpräsidenten mit dem Hofminister des Königs Farouk. Seitdem gelten die Hofminister nicht guten Beziehungen zwischen dem Ministerpräsidenten und dem Hof. In dem Schwarzbuch wird Nubas Pascha für verschiedene Missetaten seines Kabinetts Mißbrauch der Amtsgewalt, Korruption und Güntingwirtschaft vorgeworfen. Der jetzige Antrag auf eine genaue Untersuchung geht von dem Kammermitglied Namaj Bey aus, nachdem bisher Nubas Pascha auf Grund der wahlrechtlichen Mehrheit in Kammer und Senat die beiden vorhergehenden Anträge, sich einem ordentlichen Gericht zu stellen, mit dem Hinweis auf seine parlamentarische Immunität unwirksam machte.

Den Vorteil dieser inoperablen Auseinandersetzungen haben in erster Linie die Engländer, denen sich Nubas Pascha in den durch das Schwarzbuch entstandenen kritischen Augenblicken noch stärker anlehnt, und auf deren Unterstützung er in Anbetracht der Stimmung gegen die Regierungspartei in Ägypten angewiesen ist. Wie weiter aus Kairo berichtet wird, hat die Londoner Regierung durchgeleitet, daß wie zu Zeiten des britischen Protektorats über Ägypten eine eigene britische Polizeitruppe wieder den Schutz der Britischen Volkspartei in

Ägyptische Polizei „unzuverlässig“

Britische Volkspartei verlangt britische Polizei — Spannung zwischen König und Premierminister

W. L. Rom, 7. Juli. Zum dritten Male innerhalb weniger Wochen ist gegen den ägyptischen Ministerpräsidenten Nubas Pascha eine Untersuchung aller ihm in der Vorladung des sogenannten Schwarzbuches zur Verfügung gestellten Verfehlungen beantragt worden. Das Schwarzbuch, das von dem früher mit dem Ministerpräsidenten sehr eng verbundenen ägyptischen Politiker Matram Obaib Pascha stammt, war in den beiden vergangenen Monaten Anlass zu schweren Auseinandersetzungen zwischen Regierung und Opposition, die das Kabinett mehrfach in eine kritische Lage brachten.

Eine direkte Wirkung erzielte diese Schrift durch den Zusammenprall des Ministerpräsidenten mit dem Hofminister des Königs Farouk. Seitdem gelten die Hofminister nicht guten Beziehungen zwischen dem Ministerpräsidenten und dem Hof. In dem Schwarzbuch wird Nubas Pascha für verschiedene Missetaten seines Kabinetts Mißbrauch der Amtsgewalt, Korruption und Güntingwirtschaft vorgeworfen. Der jetzige Antrag auf eine genaue Untersuchung geht von dem Kammermitglied Namaj Bey aus, nachdem bisher Nubas Pascha auf Grund der wahlrechtlichen Mehrheit in Kammer und Senat die beiden vorhergehenden Anträge, sich einem ordentlichen Gericht zu stellen, mit dem Hinweis auf seine parlamentarische Immunität unwirksam machte.

Den Vorteil dieser inoperablen Auseinandersetzungen haben in erster Linie die Engländer, denen sich Nubas Pascha in den durch das Schwarzbuch entstandenen kritischen Augenblicken noch stärker anlehnt, und auf deren Unterstützung er in Anbetracht der Stimmung gegen die Regierungspartei in Ägypten angewiesen ist. Wie weiter aus Kairo berichtet wird, hat die Londoner Regierung durchgeleitet, daß wie zu Zeiten des britischen Protektorats über Ägypten eine eigene britische Polizeitruppe wieder den Schutz der Britischen Volkspartei in

London hat an Tschangking: kein Angriff

Neue Hisserte Tschangkingaische — Platonische Versprechungen der Plutokraten

F.K. Stockholm, 7. Juli. Der Jahrestag des Beginns der militärischen Auseinandersetzungen zwischen Japan und dem durch Tschangking besetzten China ist insofern für Tschangking eine für seine Verbündeten Anlass zu theatralischen Gesten an angeblich loyalen Waffen- und Geistesbrüderlichkeit wie aber auch für befristete Vertragsbeziehungen.

In London hat man d. B. nicht veräußert, eine Kundgebung anzubahnen, die dokumentieren sollte, daß England sich in jeder Hinsicht mit Tschangking-China verbunden fühle. Dennoch ist der Kommentar, mit dem der Sprecher des Londoner Rundfunks diese Veranstaltung verurteilt, in mancherlei Hinsicht beachtenswert. Er verurteilt zwar, daß Großbritannien entschlossen sei, solange Krieg zu führen, bis Japan aus China vertrieben sei und es Tschangking auf jede erdenkliche Weise

helfen wolle. Diesen platonischen Versicherungen fügte er jedoch sofort die Bemerkung hinzu, es sei allerdings sehr wichtig, Tschangking direkte Hilfe anzubieten. Seit der Sprengung der Burmastraße sei Tschangking von allen seinen Verbindungen nahezu abgeschnitten. Dies von seinen Bundesgenossen gelieferten Kriegsmaterialien müßten daher auf langen und schwierigen Wegen transportiert werden; er worte Tschangking auf Angriffsvorhaben.

Solche rhetorische Unterstützung des sich in schwieriger Lage befindenden Tschangking-Markts wird von diesem kaum als wirksamer Beitrag der Alliierten empfunden werden. Tschangking forderte am Jahrestag des Kriegsausbruches in Ostasien mit offener Nachdruck eine unmittelbare Intervention der Plutokraten gegen Japan, wobei er dringend um härtere Unterstützung für sich selbst bat. Seine Informationsminister ergänzte diesen Aufruf durch eine Erklärung, in der er ebenfalls um erhöhte Hilfe suchte und desgleichen eine einheitliche Strategie und ein umfassendes Vorgehen gegen Japan verlangte. Er betonte damit ein Thema, das seit der Ernennung von Wavell zum Vizegouverneur von Indien Gegenstand lebhafter Diskussionen zwischen Tschangking, Washington und London wurde, nämlich, das Problem der Einsetzung eines für alle Kriegsbereiche in Ostasien zuständigen Oberbefehlshabers. Während die Engländer keine andere Wahl haben, als den Ansprüchen der Pantheer auf diesen Posten nachzugeben, scheint Tschangking mißtrauisch zu sein, denn seine Erfahrungen mit amerikanischen Generalen — z. B. Stillwell und MacArthur — waren nicht gerade ermutigend. Auch wenn man in den USA Tschangking-China eine umfangreiche Hilfe und Intentionierung der eigenen Kriegsanordnungen in Aussicht stellt, während Churchill in einem Telegramm an Tschangking dieselben Versprechungen wiederholte, dabei aber vorzichtshalber „Widerstände und Enttäuschungen“ ankündigte, so entbehren diese Sympathiebeweise für Tschangking eben jeder realen Grundlage.

Clauserwitz in den USA. nicht gemeldet

Die Unkenntnis der Nordamerikaner über die außeramerikanische Welt

Dem Namen nach zu urteilen handelt es sich um einen Deutschen. Wir können jedoch nicht feststellen, daß von Clauserwitz als Angehöriger eines Staates, mit dem die Vereinigten Staaten sich im Kriege befinden, ordnungsgemäß seine Anmeldepflicht erfüllt hat. Der Buchverlag antwortete diesmal, daß von Clauserwitz bereits 112 Jahre tot sei, er kaum in der Lage sei, sich vollständig anzumelden.

Der „Manchester Guardian“ führt diese Episode als Beweisbeispiele für die Unkenntnis der Nordamerikaner über die außeramerikanische Welt an. Die englische Zeitung schließt ihre Ausführungen mit der Vermutung, daß der nordamerikanische Buchverlag wohl in Kürze eine Anfrage von der nordamerikanischen Wehrmacht erhalten werde, warum von Clauserwitz sich nicht zum Militärdienst gestellt habe, sowie einen Brief von dem Steuerbehörden, warum er nicht ordnungsgemäß seine Steuern zahlte.

Stockholm, 7. Juli. Der „Manchester Guardian“ berichtet nach einer Londoner Eigenmeldung von „Folks Daily“, daß ein nordamerikanischer Verlag kürzlich eine verurteilte Uebersetzung des Buches „Vom Kriege“ des deutschen Generals von Clauserwitz herausgab. Kurz nachdem das Buch im Buchhandel erschienen war, erhielt der Verlag von der Redaktion des bekannten Nachrichtenmagazines „Who is who“ einen Brief, in dem die Redaktion des Nachrichtenmagazines um die Adresse und die Personalien von v. Clauserwitz bat, da man ihn mit in die nächste Auflage einzeichnen wolle. Der Buchverlag antwortete, daß er leider mit der Adresse des Generals von Clauserwitz nicht dienen könne, da dieser bereits im Jahre 1831 gestorben sei.

Wenige Tage später erhielt der Buchverlag einen neuen Brief, diesmal von der Polizeibehörde: „Es ist uns zur Kenntnis gekommen, daß ein Verfasser namens von Clauserwitz ein Buch in Ihrem Verlag herausgegeben hat.

Martinique der Hungerdiktatur der Yantees erlegen

Paris, 7. Juli. Nachdem die Bevölkerung der Insel Martinique infolge der un-amerikanischen Blockade seit mehreren Wochen von jeder Lebensmittelzufuhr ausgeschlossen war, hat sich nunmehr die französische Verwaltung entschlossen, den Widerstand gegen die Ueberschuldung der Washingtoner Regierung einzustellen.

Ueber die Verhältnisse auf der französischen Insel während der letzten Tage berichtet jetzt United Press, daß auf dem Gebiet des Lebensmittelmarktes vollkommenes Chaos herrschte. Sämtliche Vorräte seien, wie die USA-Agentur weiter berichtet, aufgebraucht worden, während gleichzeitig Krankheiten und Epidemien unter der Bevölkerung zu wüten begannen hätten.

Japan wird von Monat zu Monat härter

Sachverständige der Vereinigten Staaten seien der Ansicht, daß Japan nicht durch Flotten- und Luftstreitkräfte allein besieg werden könne. Japan habe jetzt mehr als fünf Millionen Mann unter den Waffen und könne weitere Millionen mobilisieren.

Zwei Todesurteile in einem Giftmordprozess

Strasbourg. Vor dem Sondergericht Straßburg hatten sich kürzlich die 46jährige Ehefrau Julie Keller aus Offendorf und der 42 Jahre alte Eugen Meyer aus Straßburg wegen Giftmordes zu verantworten.

Die Hauptverhandlung ergab im einzelnen erschütternde Bilder der Verirrung menschlicher Leidenschaft und vermittelte traurige Einblicke in die Abgründe der menschlichen Seele.

Die Angeklagte Keller, Mutter von insgesamt 12 Kindern, von denen heute noch acht leben, ist zweifellos auf Verreiben des Meyer ihren Ehemann nach rund 23jähriger Ehe. Beide Angeklagten, die sich bereits vor 15 Jahren kennengelernt und auch schon damals ehebündliche Beziehungen zueinander unterhalten hatten, trafen sich im Sommer des vergangenen Jahres wieder und kamen bald darauf überein, den Mann der Keller durch Gift zu beseitigen. Der Mann der Keller, ein in diesem Zweck beehrte sich Meyer auf seinen Arbeitsstelle Genantali, das er sich durch Diebstahl aneignete und einen Teil davon der Keller übergab. In der gleichen Zeit hand Meyer ein vollkommen gemütsstumpfer, innerlich halsloser und aus geistig primitiver Mensch, auch noch zu einer anderen verheirateten Frau in intimen Beziehungen. Der Angeklagte trug sich nur mit der Absicht, entweder den Mann der in der Hauptverhandlung als Zeugin vernommenen Frau oder den Ehemann Keller durch Gift beseitigen zu lassen. Als er der Zeugin von diesem Vorhaben Kenntnis gab und ihr von seinem Zweck ebenfalls eine bestimmte Menge des giftigen Genantali übergeben hatte, lehnte diese das Annehmen ab. Deshalb erlöbte er in der Angeklagten Keller, die ihm sexuell vollkommen fertig war, ein willkürliches Werkzeug zur Ausführung des Planes, mit dem diese ja von Anfang an auch bereits einverstanden gewesen war. So schritt sie im Spätherbst des vergangenen Jahres zur Verwirklichung der Tat, die aber zunächst zweimal ohne Erfolg blieb. Der Mann der Angeklagten, Albert Keller, ein durch ein äußeres Verden ziemlich heruntergekommen, dem Trunk ergebener, arbeitsloser und auch gegen Frau und Kinder gewalttätiger Mensch, wurde dann doch am 22. November d. J. das Opfer des dritten Giftmordversuches seiner Frau, die ihm eine starke Dosis Genantali in die Bierflasche geschüttelt und ihn zum Trinken anzuregen hatte. Der Tod des Mannes trat bald darauf ein. Als die in der jetzigen Hauptverhandlung vor dem Sondergericht als Zeugin ersehene Frau davon hörte, schloß sie Verachtung und erstarrte bei der Polizei Anzeige, so daß es nunmehr zur Aufklärung aller Einzelheiten des heimtückischen Giftmordes kam.

Das Sondergericht Straßburg verurteilte die Keller und den Meyer wegen gemeinschaftlichen Giftmordes zum Tode und erkannte ihnen die bürgerlichen Ehrenrechte auf Lebenszeit ab.

Vorlag Führer-Verlag G. m. b. H. Karlsruhe

Vorlagdirektor: Emil Munn. Hauptgeschäftsführer: Franz Moraller. Stellv. Hauptgeschäftsführer: Dr. Georg Bräuner. Rotationsdruck: Südwestdeutsche Druck- und Verlagsgesellschaft m. b. H. Zur Zeit ist Preisliste Nr. 13 gültig.

Bombenwalzen zerschmettern Feindflugzeuge

Stukas unter Jagdschutz greifen an. — Sturz aus schützenden Wolken — Sowjetjäger schon im Start vernichtet

Von Kriegsberichterstatter Jochen Schulze

PK. Seit einigen Minuten haben wir die Rumuluswolken erreicht. Der Verband der Stukas fliegt freudig und immer wieder freudig zwischen weißen Wolkenmassen. Es sieht hier aus wie in einer überdimensionalen Tropfsteinhöhle voller Stalagmiten oder wie in einem Naufrohrraum auf einer der mühsamsten Höhen des Riesengebirges. Formen in bizarren Vielfachstufen bieten der Phantasie immer neue Anreize. Ganze Gebirgsmassive stehen nun wieder da. Zwischen ihnen schweben hängende Wolkenstreifen. Dann wieder reißt sich eine alle erhellende Säule ins Ungemeinliche. Das ist die Sonne. Sie ist im Umkreis.

Überall neue Schwärme von Me 109
Schnelle Flugzeuge biegen um die nächste weiche Ecke. Flink und beharrlich fliegen sie ihren Kurs. Unter Jagdschutz hat sich eingebunden. Nun man die ersten Jäger entdeckt hat, findet das umherfliehende Auge dauernd neue Schwärme von Me 109. Leichte Kampfflugzeuge kommen hinzu. Unablässig umkreisen alle diese Flugzeuge den Verband der Stuka. Sie bedecken ihn von allen Seiten gegen eventuelle Jagdangriffe ab.

Das ist gut so. Wir sind bereits über Hindenburg. Wir warten darauf, daß plötzlich hinter irgend einer Wolke ein Sowjetjäger auftaucht. Bislang sind die Me 109 zu keinem Einsatz bereit. Diese Wolfenbildung verlockt so zu einem Überraschungsangriff. Noch einmal dreißig Kilometer und wir sind am Flugplatz. Still und friedlich liegt das Land. Keine Menschen, keine Häuser zu sehen. Nur irgendwo im Innern wartet eine leise Stimme, dem Frieden nicht allzu sehr zu trauen. Schußbereit hängt das Me 109 im Dreifach. Der Sicherungsriegel liegt längst schon auf „Feuer“.

Und nun geht der Tanz los!
Jetzt sind wir in Zielhöhe. Die Wolken hängen bis auf dreitausend Meter hinunter. Wir müssen nach unten. Hinten verschwinden Kopf über ein paar Jäger durch ein Wolkenloch. Die zu 87 sehen zum Gleitflug an. Langsam drehend und biegen fliegend geht es durch die Wolfentäler abwärts. Vorn liegt der Flughafen. Eine Straße läuft daran entlang. Nicht an dieser Straße liegt der Platz. Das ist das Ziel. Kaum daß man es erkennen konnte, steht der Verbandsführer auch schon wieder an. Die Wolfenbildung wird einmündel nach nicht preisgegeben. Der Sturz vom Platz her entzogen, fliegen wir wieder an Rumulusmassen entlang. Ein riesiger Wolkenfleck schiebt sich langsam zwischen Verband und Ziel. Er kommt heran. Wie die Indianer seltsam Augenbrauen-Angebendens schleichen wir links herum. Als erher löst der Kommandeur ins Freie hinaus. Die zu wird angeordnet. Der Platz kommt schnell näher. Jetzt liegt er unter dem ersten Sturzkampfflugzeug. Sturz! Und nun geht der Tanz los!

Wellecht dreißig Flugzeuge, ein- und zweimotorig, stehen unten in den Splitterböden. Deren Zahl reicht aber bei weitem nicht aus, alle Maschinen zu fassen. Zwischen ihnen haben sich mehr ihrer Platz gefunden. Und hoch darüber hängen nun die deutlichen Stukas.

Nach rechts ausweichend greifen auch die leichten Kampfflugzeuge an. Unten sichern schlanke Jagdmaschinen. Es sind unsere Messerschmitt, die vorhin als erste durchstießen. Die Flak schießt. Alle Kaliber sind vertriehen.

Bomben fallen. Schwere Brocken ralen zur Erde. Dagegen hilft auch keine Splitterboxe. Der wirksam eingedachte Raum ist zu groß. Einige von den kleinen Bomben fallen zwischen die Schutzwälle. Und das genügt dann schon, um eine abgefeuerte Maschine für lange Zeit unbrauchbar kampfunfähig zu machen. Rauchwolken freieren die schwereren Bomben. Ein Gemurmel zuckender Blitze prüft von den Einschlagstellen der leichten Bomben her. Langsam wandert die Walle der Explosionen von der rechten Flanke zum linken.

Die schwere Flak schießt schwarze Sprengwolken zwischen den Stukas unter die Wolken. Perlen steigen die Rauchspurgelocher der leichten Kaliber herauf. Ein Vortreffler reißt einer zu 87 ein Stück aus der Landeflappe heraus.

Splitter und Trümmer legen umher
Schimmernd wie poliert stehen die noch nicht getroffenen Feindmaschinen am Boden. Groß und rot leuchten ihre Sonnetterne. Ein

schwere Bombe schlägt mitten in eine Boye hinein. Vortreffler! Splitter und Trümmer fliegen. Rauch quillt hoch und fort ist das Flugzeug. Unsere Staffel greift als letzte an. Es ist wie ein kompliziertes, aber wohlbedachtes Räderwerk. Und währenddessen wandert die Bombenwalze langsam weiter nach der linken Flanke hinüber. Unsere Staffel läßt sie weiterrollen hinter ihr folgt der graue Vorhang aufgewirbelter Erde. Bald ist der ganze Platz davon verflungen.

Vor einigen Tagen wurde ein anderer Flugplatz angegriffen. Dort waren über hundert feindliche Flugzeuge gemeldet worden. Das Luftbild zeigte vollbesetzte Böden. Auch dort wurde unter starkem Jagdschutz und zusammen mit leichten Kampfflugzeugen angegriffen. Die leiteten den Angriff ein. Dann folgten die siebenundachtzig. Fast senkrecht ließen sie sich auf das Ziel fallen. In wilder Hast starteten im letzten Moment — auch dieser Angriff war überraschend gekommen — verschiedene feindliche Maschinen. Diner zum Wind rollten sie

an. Noch ehe sie zum Abheben kamen, hatten die Bomben sie erreicht. In schneller Folge lud eine zu nach der anderen ab. Mehrere Vortreffler schwerer Bomben jagten Feindmaschinen in die Luft. Götting flüchteten die auf dem Platz wartenden Soldaten in die Splittergräben.

Wie die Habichte stießen die Jäger herab

Die Jäger fanden ihre Ziele, als auf einem kleinen Platz in der Nähe gleich zu Beginn des Angriffes drei oder vier bolschewistische Jäger starteten. Wie die Habichte stießen die Me 109 darauf und verwickelten die gestarteten Motoren in einen Luftkampf. Die kamen überhaupt nicht an den Bombenverband heran. Die ganze Abwehr blieb auf der Flak sitzen. — Das war das Bild zweier Flugplatzangriffe. Weit im Feindhinterland wurden die sowjetischen Horde angegriffen und mit Bomben aller Kaliber eingedacht. Immer wieder wird dem Gegner schlagend bewiesen, daß Waffe allein gar nichts, das Können und Kampfmoral alles ist und erreicht!



Auch der Südosten Europas ist gesichert
Panzerpawagen am Galerias-Bogen in Saloniki. (PK-Aufnahme: Kriegsberichterstatter Schlickum, HH., Z.)

7000 Meter ohne Fallschirm

Ungewöhnliches Erlebnis eines Jägers, der vom Himmel fiel

Von Kriegsberichterstatter Werner Kark

PK. Zum zweiten Male greift der Oberfeldwebel mit seiner Messerschmitt 110 den dicht geschlossenen Verband amerikanischer Kampfflugzeuge an. Der Feind steht über See bereits in Küstennähe.

Die letzte Kette im Volk ist schon hart angeklagen. Drei Boeings gehen jetzt, als der Flugzeugführer wieder heran ist, nach unten weg. Er drückt nach, gewinnt höchste Fahrt und feuert aus guter Schußposition. Gleichzeitig schießt der Gegner. Auf sämtlichen Heckfänden blüht es gefährlich auf. Der Oberfeldwebel geht im Sturz durch die rasende Abwehr.

Plötzlich trifft ihn ein harter Schlag. Eine Flamme verläßt ihm die Augenbrauen, während Schmerz in der Schulter, eine dumpfe Explosion hinter ihm in der Kabine und zündende Flammen unter seinem Sitz. Vergebens zerrt er am Steuerknüppel; das Flugzeug löst sich nicht mehr aus dem senkrechten Sturz in die Horizontallage bringen. Es ist alles aus, denkt er sofort. Das Kabinendeck ist längst abgeworfen. Mit letzter Kraft stemmt er sich vom Sitz hoch, schießt sich Boll um Boll

aus der Maschine, hängt mit Kopf, Brust und Armen im atemberaubenden Fahrtwind und spürt dann mit Entsetzen, daß sein Fuß eingeklemmt ist.

Als er wenige Sekunden später schon frei im Raum schwebt und hilflos rudert, sich dauernd überschlagend, mit höchster Geschwindigkeit hinunterstürzt, begreift er blühend: das Flugzeug muß sich zu seinem Glück gelöst haben. Der Sog hat ihn aus seiner Fessel gelöst. Er kann sich jetzt mit dem Fallschirm retten.

In 8000 Meter hat er angegriffen. In 7500 Meter wurde er abgeköpft. Als er die Kabine verließ, schnürte ihm der Luftdruck die Kehle zu. Jetzt hat er Atem und Bewußtsein wiedererlangt. Werkwürdig — wie klar sind die Gedanken in solch einer Lage! Er weiß genau, daß er den Fallschirm noch nicht lösen darf. Wenige Minuten in diesen sauerstoffarmen Luftschichten kosten ihm das Leben.

Noch während des ersten rasenden Sturzes, da er seiner Glieder nicht mehr mächtig ist, durchfährt ihn ein neuer, eifriger Schreck. Will



Von der Miusfront
Jenseits des Mius verliert sich das Land in die Steppe. Auf leichten Anhöhen liegt ein Teil der deutschen Stellungen, von denen aus dieses SMG. ein ausgezeichnetes Schußfeld hat. (PK-Kriegsberichterstatter Caspar (Sch.))

das Verhängnis denn kein Ende nehmen? An seiner Schulter quillt es weiß heraus. Das muß Fallschirmseile sein! Ein Streifschuß wird den Schirm aufgerissen haben. Erst als ihn die Luft zu tragen beginnt und sein Körper nicht mehr so hilflos herumgewirbelt wird, kann er ruhiger überlegen. Er wird dennoch am Griff zucken. Das ist seine letzte Rettungsmöglichkeit.

Zimmer näher kommt die Erde — See, Küste, Land, Felder und Wälder. Wie deutlich nimmt er alles wahr und wie sicher arbeitet noch sein Hirn! In diesen Schichten kann er nicht mehr die Höhenränder erliegen. Langsam tastet sich seine Finger an die linke Hüfte vor. Mein Gott — wo ist der Griff? Seine Hand fohlt ins Leere. Die etwas locker geschnallten Gurten müssen sich verhängen haben. Unrechenbar ist der Griff. Er kann den rettenden Schirm nicht ziehen.

Er ist noch immer bei klarer Besinnung nach lauten von Meter bodenlosen Sturzes. Immer härter werden die Konturen der Landschaft unter ihm. Sein Blick wird magisch angezogen von einer Mühle auf der nahen Höhe. Er sieht, wie sie ihre Flügel dreht, ungerührt von Krieg und Not und Tod. Die Mühle ist das Leben . . .

Noch einmal, aber nun mit verweirter Kraft, greift sein Arm um die Hüfte herum. Noch taumelnd Meter vielleicht — dann ist es zu Ende! Er blickt herab auf die leichte Dämmung des Wattenmeeres, flieht noch härter die Umrisse der Mühle, erkennt Häuser, Wege und Stege auf der Insel — jetzt, jetzt muß es geschehen! Plötzlich steigt hoch ein mächtiges, überquerendes Fremdengefühl in ihm hoch. Er hat den Griff gepackt und zieht und zieht. Deffner sich der Schirm?

Wie von einem Pfeilgeschloß wird er getroffen. Tief graben sich die Gurten in den Körper ein. In strahlendem Weiß aber spannt sich die Seile über ihm. Einmal, zweimal pendelt er in den Seilen — dann laßt er schon ein ins letzte Wasser. Und läßt sich dann vom Schirm. Krampfartig Meter neben ihm liegt ein breiter, schwarzer Deckel auf dem Meer. Brackenteile schwimmen umher. Das ist sein Flugzeug. Vor ihm treibt ein heller, gelber Punkt. Jetzt erinnert er sich: Die Schwimmweite muß sich vom Körper gelöst haben, als er den Schirm öffnete. Als er sie schwimmend erreicht und die Weite packt, erkennt er, daß ein Streifschuß sie aufgerissen hat. An einer Stelle quillt es weiß heraus. Nicht sein Fallschirm — die Schwimmweite wurde also getroffen.

Ein Fischerboot nimmt ihn später auf. Die Insassen hatten am Boden dem Luftkampf folgen können. Sie standen vor der Mühle auf der Insel, haben, wie sich aus der brennenden Maschine ein dunkler Punkt löste und warteten lange Zeit atemlos, mit klopfendem Herzen darauf, daß sich der Fallschirm öffnete. „Wir hatten längst die Hoffnung aufgegeben“, sagten sie. „In zweieundert Meter mag es dann hoch gewebelt sein.“

Der Oberfeldwebel feierte an diesem Tage Geburtstag. In diesem Tag vor 27 Jahren taufte ihm die Mutter das Leben.

Zweikampf im Vorfeld der Küste

PK. Als die Männer des Hafenschubbootes sich den Schweiß von der Stirne wuschten und die Stahlhelme wieder mit der leichten Bordmütze vertauschten, da meinte einer, das ganze Gesecht erinnere ihn an seine Kinderträume, an den Vogel Ruckus, der sich menschliche Opfer hole. So ein Zweikampf zwischen Boot und Flugzeug sei, wenn auch beinahe alltäglich, so doch etwas Ungeheuerliches, und gleiche irgendwo einer tödlichen Auseinandersetzung zwischen Umlertrieren des Wassers und der Luft.

Wie ein Raubvogel, so verlief beim Morgenraunen ein britischer Aufklärer seinen Horch und zog auf Meer hinaus. Mit gefährlichen Frängen, gewaltigen Schwingen und einer labelhaften Geschwindigkeit trieb der Riesenvogel, von tiefenenden Wolfenmassen zeitweilig völlig verdeckt, niedrig über das Wasser der flandrischen Küste zu. Weit konnte er im Halb-dunkel nicht sehen. Reicher war es für die Verdachten, die Gefahr auszumachen und sich gegen den Angreifer zu wappnen, den sein Brummen verriet, bevor er noch in Sicht kam.

Wenn es im Kanal hell zu werden beginnt und die Wache beendet ist, dann haben es die vielen kleinen Hafenschubboote im Küstenvorfeld eilig, in ihre Häfen zu gelangen. Denn wer bei Tage auf See entdeckt wird, muß damit rechnen, die Waite ziehender Raubvögel zu werden. Wie rasch rufen sie Hilfe herbei, um sich dann von allen Seiten auf die Vermegenen zu stürzen und sie bis zum Untergang zu beharfen! Langsame, schwer bemegliche Boote sind ja von vornherein im Nachteil.

Es gab daher den Männern des Hafenschubbootes, das an diesem Morgen im Halbdunkel seinem Hafen zutriebte, einen Stich, als der Ausguck plötzlich „Fegealarm!“ brüllte. So gleich aber griffen sie nach ihren Stahlhelmen und rannten zu den Waffen. In einer Höhe von 20 bis 30 Metern und einer Entfernung von einigen hundert Metern schmeißte das Ungeheum selbst vorbei, flog hoch und wendete. Sah das nicht aus wie der Flug eines riesenhaften Raubvogels, der sich anstielte, ein Opfer zu schlagen? Genau so jagte das britische Flugzeug im nächsten Augenblick auf das kleine Boot zu, feuerte aus sechs Rohren und zog in vielleicht nur zehn Meter Höhe dröhnend über die Angegriffenen hinweg.

Wieder lag der Riesenvogel in die Küste und umkreiste das Schiff. Dann führte er sich ein zweites Mal darauf, mit Bomben und Bordwaffen. Allein, das Wind war bei den Männern auf dem Boot, die todsmutige hinter ihren Maschinengewehren und den kleinen Geschützen fanden und sich auch dann noch wehrten, als das Ungeheuer donnernd auf sie herabstieß, so, als wollte es sie alle zermalmen. Nochmals flog der gewaltige Räuber eine Schleife, um zum dritten Male aus den Wolken kommend das Schiff dort unten anzufallen. Dann aber hatten ihn die furchtlosen Männer waidmündig geschossen. Wie schwebendes Bild waldete er mit einer Rauchhaube in das Wolken-dickicht. Gegen Mittag trieb an der Küste ein Schlauchboot an, auf dessen Boden ein toter britischer Flieger lag. Seine Uhr zeigte fünf Uhr zehn. Kriegsberichterstatter Franz Obermaier.

Der Engel auf der Truhe

ROMAN VON CHARLOTTE KAUFMANN

(10. Fortsetzung)
Sie hatte ihren Mund halb geöffnet. Sie sah unendlich verwundert aus. Sie begriff nicht im geringsten. „Ein ganz bestimmtes Kind?“ So plötzlich. Du hast nie derlei erwähnt. Für wie lange denn?

„Ja, verzeihst du denn nicht?“ rief Wendel leise, erregt, und sagte sie an beiden Schultern. „Verzeih doch, Melanie! Es ist mein Kind. Ja! Ein Junge! Ich habe einen Sohn.“
„Ach, Wendel!“ Sie lagte betreten. „Das ist doch nicht wahr. Das kann doch nicht wahr sein.“
Wendel ließ sie los. „Es muß aber doch wohl wahr sein“, sagte er. „Ich glaube nicht, daß sie gelogen hat. Sie macht nicht den Eindruck.“
Er sah Melanies schlaflosen Ausdruck und fuhr häftig fort: „Das Mädchen, meine ich natürlich. Die Mutter.“

„Das Mädchen — ah, und am Sonntag sagtest du mir, du hättest nie eine Frau vor mir geliebt!“ Sie drückte, als sie verstand, sofort in Tränen aus, weinte auf wie ein Kind, dem man die Wuppe zerbrochen hat.

„Ach das!“ herrschte Wendel sie an. „Mit Weinen ist da nichts zu machen. Es kommen keine.“ Er sagte sie an der Hand und zog sie aus der hohen, kalten Verwallen ins Freie, wo es dämmerte und in einem Himmel von verwaschenem Blau ein trunfener Mond schwamm.

Nun war es also gesagt. Wendel stand hinter neben Melanie unter den Kolonnaden und wußte nicht, welchen Weg er einschlagen sollte. Melanie schloß die Augen, preßte ihr Taschenbuch vor die Augen. Nachdem er eine Weile ratlos, aber

gleichwohl erleichtert gestanden, nahm er Melanie beim Arm und ging mit ihr zum Kurpark hinunter und an den Strand, der jetzt leer lag. Sie ließ sich leiten, wußte nur immer wieder an ihren Augen herum, bis Wendel sagte: „Ich habe es erst gestern erfahren.“
Da blieb sie stehen. „Gestern?“ fragte sie schlingend.

„In Heisterneck. Es war ein toller Tag. Bei Gott, du kannst mir glauben, daß ich mir meinen Urlaub anders vorgestellt habe!“

„Erzähle mir alles“, sagte sie und zerknüllte ihr Taschentuch.
Wendel berichtete, indes sie den Badestrand entlanggingen, auf dem verlassene Strandkörbe in Sandhaufen auf den nächsten Tag zu warten schienen. Der Mond am Himmel wurde immer leuchtender, goldener, das Blau des Himmels schwerer und samtiger. Lichter waren nicht zu sehen. Die Häuser lagen verbunkelt und wie tot.

Als Wendel mit seinem Bericht fertig war, machte sich Melanie von ihm frei. Ihr Gesicht sah anders aus als sonst. Sie blickte ihn nicht an. Sie sagte: „Ich habe nicht gedacht, daß die Sorgen und Nöte so rasch schon zu uns kommen würden. Man kann an der Sache natürlich nichts ändern. Was Papa allerdings sagen wird, wenn er es erfährt —?“

Wendel nahm häftig wieder ihren Arm an sich. „Dein Vater? Oh, ich wollte wahrhaftig, es gäbe keinen Vater zwischen dir und mir.“

„Wendell! Was soll das heißen?“
„Nicht mehr und nicht weniger, als was ich gesagt habe. Ich wollte, wir könnten uns unter Leben allein einrichten, ohne deinen Vater.“

„Das ist unmöglich. Ich liebe Papa. Er tut alles für mich.“
„Ich weiß schon. Wir werden ja hören, was er sagt.“
„Ach Wendel“, sie wurde plötzlich zaghaft, „müssen wir es ihm überhaupt sagen?“

„Wenn wir den Jungen zu uns nehmen wollen, dann wird uns nichts anderes übrig bleiben.“

„Müssen wir denn den Jungen zu uns nehmen?“ fragte sie.

„Er sah auf ihren kleinen, leeren Hut hinter sich und auf das braune Haar, das unter seiner Krone herorkam, und im Mondlicht wie Kupfer glänzte. Das heißt also, daß du ihn nicht haben willst.“

„Abnankst du das nicht verzeihen?“
„Er verzog seinen Mund. „Doch, ich verzeihe.“

„Es gibt sicher einen anderen Ausweg. Die Frau gibt ihren Jungen doch wahrhaftig überhaupt nicht her.“ Wendel. . . „Sie trat dicht vor ihn hin. „Wendel! Es ist das Kind einer fremden Frau — du liebst sie nicht mehr, sagtest du —, es soll nicht zwischen uns stehen. Verzeih es. Gib den Leuten Geld und dann verzeih. Du hast ja auch bisher gelebt, ohne davon zu wissen.“

„Aber jetzt weiß ich davon“, erwiderte Wendel.

„Ja, natürlich. Aber man kann doch auch verzeihen. Vergessen! So höre doch! Schon mal an! Ich will dich mit niemandem teilen!“

Er hatte vor sich hin. Eine ganze Weile. Schweigend. Dann sagte er, als iprähe er mit sich selbst. „Es ist so seltsam, plötzlich zu wissen, daß es ein Kind gibt, das einem vielleicht ähnlich sieht. Es heißt vielleicht aus wie ich. Es hat etwas von meiner Art. Ich finde den Gedanken so merkwürdig. . .“ Er hob den Kopf. „Aber ich glaube, wir müssen nach Hause gehen. Dies alles sind Dinge, mit denen man nicht in einer Sekunde fertigwerden kann. Ich nicht und du auch nicht. Dein Vater wird warten.“

Sie gingen ohne weitere Worte die leicht ansteigende Straße hinauf und zum Bahnhof, mußten dort zehn Minuten warten und sahen still im Abteil. Nur einmal, als sich der Zug schon dem Bahnhof Langfuhr näherte, haß sich Melanies Hand zu Wendel hinüber, einer flammen Rätlichkeit gleich, die er indes nicht

beachtete. Dann schritten ihre Füße über das Pflaster der Schlageterrasse, über den Markt, durch den Fächentaler Weg. Ueber den Wämen hing der Mond immer trunfener.

Vor dem Eifengitter des Parks verhielt Wendel. „Soll ich noch mit hinaufgehen?“ fragte er.
Melanie kam zu keiner Antwort. Von der Terrasse herab rief das Mädchen Lucie: „Herr Jurgeleit! Herr Jurgeleit! Gehen Sie nicht weg! Kommen Sie, bitte, herein!“ Man sah, wie sie ins Zimmer zurücklief, ahnte, daß sie durch die Wohnung rufe, und dann erschien sie schon auf dem Parkweg, eilte mit flatternden Röden zum Gartentor. „Herr Jurgeleit, wir warten schon drei Stunden darauf, daß Sie zurückkommen! Es ist ein Telegramm gebracht worden, als Sie weg waren.“

Ein Telegramm? An die Adresse bei Melanies? Das konnte nur von der Truppe sein, bei der er die Adresse im Fächentaler Weg hinterlassen hatte. Er rief es häftig auf.

Er hatte recht. Sofort zur Truppe zurückkehren, hand da. Spätestens Eintreffen Mittwochsabend. Unterschrift: Mergel, Hauptmann und Regimentsadjutant.

Wendel faltete das Telegramm zusammen. Schlagartig war alles abgefallen, was ihn an diesen Tagen bemegte. Er ging auf das Haus zu. Melanies Vater stand unten an der Tür. „Etwas Wichtiges?“ fragte Melanies. „Doch nur ein Glückwunschtelegramm.“

„Ich muß zur Truppe zurück.“
Melanie lebte sich an die Türfüllung. „Sofort?“ fragte Melanies und sah auf die Uhr. „Der Abend schnellig nach Berlin ist seit zwei Stunden fort. Du kannst erst morgen früh fahren.“

„Ich muß morgen abend spätestens bei der Kompanie sein.“
„Wie willst du das machen?“

„Ich will einmal mit der Bahnhofsanschnitt telefonieren.“ Wendel ließ die Treppe hinauf. Die Wohnungstür stand offen.

Als Melanies mit Melanie den Salon betrat, kam ihnen Wendel schon entgegen. „Wenn ich mich beeile, bekomme ich jetzt noch einen Personenzug nach Dirschau. In Königsberg geht etwas nach elf Uhr der D-Zug Schweidmühl-Berlin ab. Er kommt über Dirschau. Ich werde ihn in Dirschau erreichen.“

Wendel nickte. „Wenn du morgen früh schon in Berlin bist, kann es klappen.“

„Recht wohl“, sagte Wendel.
Melanies gab ihm die Hand. „Komm uns gut wieder heim“, fügte er hinzu.

Melanie hatte sich gefast. „Wendel!“ sagte sie leise. „Wendel, komm bald wieder, wir wollen doch Hochzeit halten. . .“

Wendel umarmte sie häftig. Er küßte sie häftig, so daß ihre Worte erstickten, ließ sie los und raste schon die Treppe hinunter. Er mußte ja auch noch ins Hotel, seine Uniform anziehen. Er war schon weg, als Melanie ihm nachstellte. Seine Schuhe klapperten bereit über die Platten des Fächentalerwegs, als sie im Park angelangt war. Da blieb sie hilflos und erwaunet stehen, unter den hohen, dunklen Bäumen, durch die das trunfene Mondlicht fielte.

Zwölf Tage später begann der Kampf gegen Rußland.

Die Stadt stand unberührt unter dem heißen Sommer und unter den Regenagen des Herbstes. Draußen, im Freien, kamen die Schiffe und gingen. Die Werften arbeiteten Tag und Nacht. Es war eine Welt für sich, in die nur wenige hineinsehen. Das Wasser der Weichsel lag still zwischen dem Rennigot, dem Schwarz und Grau der Schiffe, zwischen den dunklen Dachenden und Kaminlagen. Die Masten und Ladestämme der Schiffe und die Kräne der Werften waren wie Griffe, die täglich neue Zeichen in den Himmel malten, nichts lag still.

(Fortsetzung folgt)

